Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde

Band: 43 (1981)

Heft: 1

Artikel: Solothurn und der Allianzvertrag von 1777 in Jakob Bührers Roman "Im roten Feld"

Autor: Grob, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-862084

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Solothurn und der Allianzvertrag von 1777 in Jakob Bührers Roman «Im roten Feld»

Von Fritz Grob

In Reiseliteratur und Dichtung werden die Zustände in der Schweiz des 18. Jahrhunderts vorwiegend positiv beurteilt. Mit in dieses Bild, gelegentlich mit überschwenglichem Lob bedacht, gehört auch Solothurn. Die Gründe sind leicht einsehbar: Wer es sich leisten konnte, die Schweiz zu besuchen, stammte aus dem englischen, französischen und deutschen Adel oder der bürgerlichen Oberschicht. In der Schweiz verkehrten die Besucher in den Kreisen des Patriziats und des Besitzbürgertums. Das führte zur logischen Folgerung, in der Schweiz lebe sich eigentlich gut. Das Interesse galt weniger den politischen und sozialen Verhältnissen als der Natur, die man noch im 19. Jahrhundert mit den Augen Rousseaus und Albrecht von Hallers sah, auf Solothurn bezogen: dem mehr oder weniger kultivierten Treiben am Ambassadorenhof und dem, was als kulturelles Phänomen am sinnenfälligsten in Erscheinung trat: den Werken der Architektur. Die Bewunderung der Jesuitenkirche und der St. Ursenkathedrale, ein Gang über die Vauben-Schanzen, die Besichtigung des Zeughauses gehörten zum Pflichtpensum eines jeden Besuchers. Von diesem Gesichtspunkt aus ist Bührers Roman «Im roten Feld» ein kritisches Gegenstück zu den oft euphorisch anmutenden Reiseberichten.[1] Und Bührer war sich dessen durchaus bewusst. Im Abschnitt «Und es ist doch eine Armutei» äussert er sein eigenes Unbehagen im Lachen eines Zürchers «über jene bei uns so gern und stolz herumgereichten Berichte von Ausländern, die über unser Land schreiben und unsere schmucken Dörfer und Städte, die feinen Gasthöfe, die ordentlichen Landleute und deren Wohlstand nicht genug rühmen können». Er beweist damit, dass er diese Berichte kennt, und lässt seinen «Helden» weiterfahren: «Was sehen diese Leute schon, die da in ihren Kutschen schnell durch unser Land rasseln, und was heisst das schon, es geht uns nicht ganz so dreckig wie andern? Die Frage ist doch: wie könnte es uns gehen? Das ist der Massstab. Und daran gemessen muss man doch sagen, was man Wohlstand nennt, das ist doch in Tat und Wahrheit eine Armutei.»

Solche Urteile, die sich auf exakte geschichtliche Studien abstützen, bleiben jenen unbegreiflich, die keine Ahnung von Bührers mühevollem Werdegang als Schriftsteller haben. Bis vor kurzem sahen Kritiker und Hochschulgermanisten keinen Grund, sich damit zu befassen. Eine umfassende Bührerbiographie gibt es nicht. Bührer gehört zur vergessenen Schriftsteller-Generation zwischen den beiden Weltkriegen. Damals war es in der Schweiz nicht üblich, von Jeremias Gotthelf einmal abgesehen, einen politisch engagierten «Schreiber» ernst zu nehmen. Emil Ermatingers «Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz» — allerdings schon 1932 erschienen — erwähnt die recht erfolgreiche volkstümliche Satire «Das Volk der Hirten» und den Roman «Man kann nicht», den er als zynische Satire eines Menschen, der sich selber nicht mehr ernst nimmt, abtut. In Werner Günthers zweibändigem Werk «Dichter der neuern Schweiz» (1963 und 1968) sucht man Bührers Namen vergeblich. Nur so erklärt es sich, dass er auch in unseren Schulbüchern fehlt, bewusst oder unbewusst unterschlagen. Dabei sind gerade im ersten Band des Romans «Im roten Feld» Beschreibungen der Dreifelderwirtschaft, des langsamen Vordringens des Kartoffelanbaus, der Textilmanufaktur in der Ostschweiz zu finden, um deren wundervolle Anschaulichkeit mancher Schulhistoriker Bührer beneiden müsste.[2]

Jakob Bührer als Propagandachef beim Davoser Kurdirektor 1925—1927. (Photo: E. Himmelsbach, Davos)

Aus Jakob Bührers Leben

Die wichtigsten Daten hat Bührer in knappster Form selbst zur Verfügung gestellt: Er wurde am 8. November 1882 in Zürich als vierter Sohn eines Buchdruckers geboren. Wie Gottfried Keller verlor er früh seinen Vater. Seine Mutter schlug sich mit ihren vier Kindern als Wäscherin durch. Nach dem Besuch von Primar- und Sekundarschule machte Bührer in Schaffhausen eine kaufmännische Lehre. Früh schrieb er Theaterkritiken, las Klassiker, die er in der Bibliothek seines Onkels fand. Als Hörer besuchte er Vorlesungen an der Universität Zürich. Schon mit 22 Jahren wurde er Redaktor, zuerst an einem Zürcher Lokalblatt, später, während zweieinhalb Jahren an den «Emmenthaler Nachrichten». Offenbar in der Nachfolge von Gotthelfs «Bauernspiegel» schrieb er einen polemischen Artikel über die soziale Situation der Bauernknechte im Kanton Bern. Nach Angriffen des Bauernverbandes verlor das Blatt 3000 Abonnenten und Bührer seine Stelle. Als freier Journalist fand er Zeit, seine Mundartstücke «Das Volk der Hirten» zu schreiben. 1925—1927 war er Propagandachef der Kurdirektion Davos. Hier nahm er jene landschaftlichen Eindrücke auf, die es ihm erlaubten, den Roman «Sturm über Stifflis», in dem es ihm um die Darstellung der geistigen Situation der Schweiz vor dem Zweiten Weltkrieg ging, in einem Bergdorf spielen zu lassen. 1931 wurde er Leitartikler der Basler «National-Zeitung». Da diese das Parteiblatt der linksfreisinnigen Radikalen war, durfte er vor Wahlen wohl seine Artikel schreiben. Sie wurden ihm auch bezahlt, aber nicht abgedruckt.

Wirtschaftskrise, der Nationalsozialismus in Deutschland und dessen Nachäffung im schweizerischen «Frontenfrühling» radikalisierten seine eigene politische Position. Eine Wendung, die sein weiteres Leben ganz bestimmen sollte, brachten die «Genfer Unruhen» im Herbst 1932, die wegen der Peinlichkeit der Vorfälle in der späteren Geschichtsschreibung kaum erwähnt werden. Rekruten hatten auf Befehl unerfahrener und übereifriger Offiziere in eine unbewaffnete Menge von Demonstranten geschossen und 13 von ihnen getötet. «Das war für mich der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.» Bührer trat der sozialdemokratischen Partei bei. Ein folgenschwerer Schritt, mit dem er seiner Existenz die wirtschaftlichen Grundlagen entzog. Die «National-Zeitung» entliess ihn, der Zugang zur bürgerlichen Presse war ihm versperrt, als Schriftsteller wurde er geächtet. Sein monatliches Einkommen schrumpfte auf 150 Franken zusammen. Im übrigen lebte er, bescheiden genug, von einem kleinen Zuschuss, den er als Beirat des Lektorats der Büchergilde Gutenberg bezog. 1936 zog er nach Verscio ins Tessin. Als freier Schriftsteller schrieb er etwa vierzig Werke, die ihm wenig einbrachten. Dank einiger Gaben und Preise hungerte er sich schlecht und recht durch. Er starb 1975 in Locarno im Alter von 93 Jahren.

Die Trilogie

«Im roten Feld»

ist zweifellos das Hauptwerk von Jakob Bührer. Stofflich ist es ein historischer Roman, der ungefähr den Zeitraum von 1770 bis zum Untergang der Alten Eidgenossenschaft im Jahre 1798 umfasst. Mit dem Untertitel «Geburt einer Nation» ist das Thema gegeben. Bührer zeigt, wie sich ein Volk von der Herrschaft des Ancien Régime loslöst und sich in der Schicht des wirtschaftlich aufstrebenden Bürgertums der eigenen Kraft bewusst wird. Doch handelt es sich bei diesem episch breit angelegten Werk nicht um eine Nachahmung des «Professorenromans» des 19. Jahrhunderts, für den Felix Dahn in «Ein Kampf um Rom» und Gustav Freytag in den «Ahnen» die Modelle geliefert hatten, die dem deutschen Volk in poetischer Verklärung die eigene politische und kulturelle Vergangenheit näherbringen wollten. Jakob Bührer ist von Beginn seines schriftstellerischen Schaffens an Gesellschaftskritiker. «Im roten Feld» zeigt die mühsam erkämpften Fortschritte im kulturellen, sozialen und politischen Bereich. Er weist aber auch auf Fehlentwicklungen hin, die auf Unwissenheit, Verständnislosigkeit gegenüber geschichtlichen Vorgängen und die Selbstsucht der Menschen zurückzuführen sind. Aus seiner durch das Studium von Marx beeinflussten kritischen Sicht beurteilt er das Geschehen im 18. Jahrhundert nach Massstäben, die er zwischen den beiden Weltkriegen erarbeitet hatte. Doch sind die Vorgänge selbst nicht tendenziös zurechtgebogen, damit sie in sein Geschichtsbild passen. Sie erscheinen wirklichkeitsnah und in einer Quellentreue, welche die kritische Überprüfung nicht zu scheuen braucht.

Zur Form

Als Grossform wählt Bührer den Entwicklungsroman, der mit seiner erzieherischen Grundhaltung von Wolfram von Eschenbachs «Parzival» bis zu Kellers «Grünem Heinrich» in der deutschen Literatur zum Romantypus schlechthin geworden war. Ohne ihn ist auch die weithin pädagogisch eingefärbte Schweizer Literatur nicht zu denken. Beispiele dafür sind im Hinblick auf ihren Stoff und ihre ästhetische Ausprägung so weit auseinander liegende Werke wie Gotthelfs Uli-Romane und Hesses «Glasperlenspiel». Bührers Held ist Peter Hagenbach. Wie Simplizissimus bei Grimmelshausen durch die Wirrnisse des Dreissigjährigen Krieges, zieht Peter zunächst als Schelm, Landstreicher, Jahrmarktsgaukler und Liebeskünstler durch die aufgerührte verworrene Welt im Zeitalter der Französischen Revolution. Und wie der durch Schicksalsschläge gereifte Mias in Gotthelfs «Bauernspiegel» in den Wirtschaften, sucht Peter Hagenbach, nachdem er als halbwegs Domestizierter in eine bürgerliche Existenz gefunden hat, auf seinen Wanderungen als Baumwollfergger das nach und nach gewonnene Wissen und die Einsichten in die wirtschaftlichen Zusammenhänge unters Volk zu bringen.

Diese Technik entspricht dem Verfahren des spanischen Schelmenromans, von dem Bührer auch die den Inhalt knapp zusammenfassenden Zwischentitel übernimmt. Doch funktioniert er die Gattung, die durch Cervantes «Don Quijote» weit verbreitet wurde, in einen breit angelegten historischen Gesellschaftsroman um. Peters Vagantenleben gibt ihm Gelegenheit, die innern Kämpfe und den Reifeprozess eines Einzelnen darzustellen. Indem sich Peter als Agitator ins Geschehen verstrickt, führt er dem Leser

Jakob Bührer als 90jähriger im Garten in Verscio.
(Photo: M. Wolgensinger, Zürich)

auch das Leben der verschiedenen Volksschichten vor Augen. «Im roten Feld» ist einer der wenigen Romane der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der auch das kollektive Geschehen sorgfältig registriert. Der Roman ist auch vom Verfasser her als sozialgeschichtliches und politisches Werk gemeint.

Um die ganze Breite der schweizergeschichtlichen und weltgeschichtlichen Abläufe zu erfassen, verwendet Bührer die verschiedensten Erzählperspektiven. Im ersten Band tritt er als auktorialer Erzähler auf, der über dem Geschehen steht und über alles Bescheid weiss. Im zweiten und dritten Band verwendet er die bei autobiographischen Romanen übliche Ich-Form. Erzähler ist Peter Hagenbach selbst. Seine Reisen, der häufige Wechsel des Standortes erlauben es ihm, die Vorgänge an den Schwerpunkten der Ereignisse in Zürich, St. Gallen, Paris und schliesslich auch in Solothurn als Augenzeuge zu verfolgen. Als scharfer Beobachter wird er wie Heinrich Waser in C. F. Meyers «Jürg Jenatsch» zum «Spaltgucker der Weltgeschichte». Anderes holt Bührer aus den historischen Quellen heran: den Tagsatzungsprotokollen, den Rechenschaftsberichten der Landvögte (den sogen. Syndikatsberichten), die z. T. wörtlich zitiert werden. Ebenso verwendet er den Botenbericht, Flugblätter, Zeitungen, Briefe, usw. Damit erregt das Werk den Eindruck der vollkommenen Authentizität. Im Ansatz nimmt Bührer die moderne Struktur der Montage und die mit ihr verbundene Sprunghaftigkeit voraus, wie sie in der schweizerischen Gegenwartsliteratur Otto F. Walter in «Die ersten Unruhen» und «Die Verwilderung» konsequent verwendet hat.

Zum Inhalt

Die Handlung beginnt am Tor eines Städtchens im schweizerischen Mittelland. Peter will sich als blinder Passagier auf einem Kaufmannswagen in die Stadt schmuggeln lassen. Der Zolleinnehmer erwischt ihn und weist ihn weg. Aber während der Zöllner noch mit der Abfertigung eines Warenzuges beschäftigt ist, fängt er mit dessen Tochter einen Liebeshandel an. Diese wirft dem sich über seinen Hunger Beklagenden eine «Dreckbirne», d. h. eine Kartoffelknolle zu. Peter entdeckt, dass die Dreckbirne gekocht oder gebraten recht gut schmeckt. Damit ist das Thema für das erste Buch *«Am Vorabend»* gegeben: Die Entdeckung der Kartoffel als Nahrungsmittel und als Ursache für einen radikalen Wandel in der Landwirtschaft. Mit der «teuflischen Frucht» geht es Peter zuerst schlimm. Als er sie auf dem Markt anpreisen will, wird er als «Hexer» ausgelacht und in die Trülle gesteckt. Eine alte Bäuerin erbarmt sich seiner und nimmt ihn den «achtfachen» thurgauischen Untertan und Leibeigenen als Knecht samt seinen

Kartoffeln zu sich auf ihr armseliges Höflein. Ein Rückblick auf Peters bisheriges Leben gibt Bührer Gelegenheit, die sozialen und wirtschaftlichen Zustände um 1750 zu schildern: die grausame Sitte des «Fallgeldes», den für das Überleben notwendigen Zwang, «Handgeld zu nehmen» und sich als Söldner anwerben zu lassen, die unrentable Dreifelderwirtschaft und für all das mitverantwortlich: die Dummheit und Einsichtslosigkeit der Betroffenen selbst. Denn das Schulwesen wurde von den Feudalherren bewusst vernachlässigt. Schulen auf dem Lande wurden schlecht geführt oder fehlten ganz. Wie Pestalozzi ist Bührer der Auffassung, dass Armut nur durch «Elementarbildung» beseitigt werden könne. Als Sprachrohr des Dichters setzt Peter Hagenbach hier an. Es gelingt ihm, die Bauern des Dorfes von den Vorteilen der neuen Wirtschaftsform zu überzeugen. Das Brachland wird umgebrochen, die Allmenden aufgehoben, das Vieh in Ställen untergebracht. Der Hunger ist besiegt. Aber eine Enttäuschung bleibt: Statt das Land im gemeinsamen Besitz zu bebauen, teilen es die Bauern unter sich auf. Die verfrühte Idee einer Genossenschaft — eine Projektion Bührers aus späterer Zeit ins 18. Jahrhundert — scheitert am Egoismus des einzelnen, am «heilig gesprochenen Privatbesitz». Peter bleibt Aussenseiter und muss schliesslich das Dorf als Unruhestifter fluchtartig verlassen.

Denselben Verlauf nimmt das Geschehen im zweiten Buch des ersten Bandes, das mit «*Die Manufakturen*» überschrieben ist. Auf einer seiner Wanderungen gerät Peter in Schwyz in eine «Bettlerjagd». Es war üblich, die vielen Bettler, wenn sie einem Ort zu lästig wurden, freundeidgenössisch ins Gebiet des Nachbarkantons zu treiben. Peter lernt dabei seine Frau Agathli kennen und zieht mit ihr über Zürich nach St. Gallen. Hatte Bührer im ersten Buch die landwirtschaftliche Revolution dargestellt, schildert er im zweiten in gleich gezogenem Spannungsbogen die Entwicklung der Textilindustrie in der Ostschweiz und die durch sie bewirkte Veränderung der sozialen Strukturen. In Zürich kommt Peter mit Agathli beim Pfarrer Johann Heinrich Waser unter. Die Stadt war eines der Zentren der Aufklärung, mit deren Gedankengut sich Peter vertraut macht. Vor allem studiert er Rousseaus «Contrat social», lernt Pestalozzis Erziehungsideen kennen, fühlt sich in seinen eigenen politischen Vorstellungen bestätigt und wird als Aufrührer schliesslich weggewiesen. In St. Gallen finden die beiden in der Baumwollmanufaktur Steinemann Arbeit. Rasch gewinnen sie an Ansehen. Aber Peter sieht trotz des sozialen Aufstiegs das Heil der Menschheit in einem sozialistischen Gesellschaftssystem, davon überzeugt, dass der Mensch «im Grund doch gut sei». Als einfacher Baumwollfergger, der im Lande umherzieht, treibt er sein doppeltes Geschäft: Aufträge an die Heimweber zu vergeben und seine revolutionären Ideen unters Volk zu bringen. Agathli dagegen gründet mit Steinemanns Hilfe eine eigene kleine Manufaktur. Sie wird zur kleinen Kapitalistin. Dieser Widerspruch trägt den Gegensatz zwischen Baumwollherren und armen Untertanen in Peters Ehe hinein und droht sie zu sprengen. Als nach dem Sturze Robespierres in Frankreich mit der Direktorialverfassung von 1795 eine Regierung des bürgerlichen Mittelstandes an die Macht kam, erkannte Peter, dass sein Traum von einer sozialistischen Weltgemeinschaft sich liebender und verstehender Menschen ausgeträumt war. Das Proletariat — der Begriff war in der Nationalversammlung in Paris zum erstenmal wieder aufgetaucht — hatte die Revolution gemacht, ihre Profiteure waren die besitzenden Bürger. Enttäuscht zog sich Peter ins Tessin zurück.

Damit gewinnt der Roman autobiographische Züge: Denselben Weg war Bührer gegangen, als 1932 das schweizerische Bürgertum den Bannfluch über ihn ausgesprochen hatte. Aber wie Bührer selbst bleibt Peter ein kritischer Beobachter des Weltgeschehens. Trotz der Trennung hält ihn Agathli über die Vorgänge nördlich der Alpen auf dem laufenden. Sie ist es auch, die ihn wieder ins politische Leben zurückzuholen versucht: «Darfst Du noch als Einsiedler beiseite stehen? In unserem Dorf sagen sie: Es muss eine neue Zeit kommen . . . Ich glaube, Peter, Du würdest dermalen auf willige Herzen stossen. Du hast schon recht: Das Paradies wird uns nicht geschenkt.» Peter folgt dem Ruf. Mit neuer Hoffnung bricht er nach der Heimat auf. Seine Notizen vergräbt er. Damit schliesst sein Bericht, am 9. März 1798, wenige Tage, nachdem die französischen Truppen Solothurn und Bern besetzt hatten. Ein fiktiver Herausgeber fügt hinzu: «Hagenbach ist nicht bei seiner Frau eingetroffen. Es scheint, dass er auf seiner Reise über den Gotthard in einer Lawine umgekommen ist.»

So endet der Roman in völliger Resignation. Die zwei letzten Bücher sind mit *«Die versagende Seele»* und *«Nacht»* überschrieben. Auch was ihnen vorangeht, ist ganz auf dieses Ende hin angelegt. Sie schildern die Vorgeschichte der Französischen Revolution, ihren Verlauf und ihre Konsequenzen in der Schweiz im Untergang der alten Eidgenossenschaft. Schon der Schluss des zweiten Buches «Die Manufaktur» ist ein Abgesang auf das Ancien Régime, der das dunkle Ende vorausahnen lässt. Er schildert die Euphorie bei der Erneuerung des Allianzvertrages mit Frankreich als Tanz auf einem Vulkan, über dessen Gefährlichkeit sich Regierende und Regierte im Festtaumel hinwegtäuschten. Die Festlichkeiten sind aus der Sicht von Peter Hagenbach dargestellt, der ursprünglich in der Absicht nach Solothurn gekommen war, durch eine kühne Tat ein revolutionäres Zeichen zu setzen. Peter denkt an die Ermordung des französischen Gesandten oder des «Obmanns» der Tagsatzung. Zu diesem Zeitpunkt war es der erste Deputierte des Vorortes Zürich: Heinrich Escher von Kefikon.

Aber auf seiner Reise nach Solothurn hatte Peter Pestalozzi besucht, der ihm das Wort auf den Weg gab: «Zuletzt werden wir nicht mit den rentierenden Betrieben das Elend aus der Welt schaffen, sondern mit den guten Herzen. Es kommt auf die Erziehung der Herzen an.» Das Wort ist nicht nur für Pestalozzi bezeichnend. Es spiegelt auch die innere Unsicherheit des Romanhelden, die von seinem Idealismus herrührt, und letztlich den christlich bestimmten Liebessozialismus seines Schöpfers Jakob Bührer, für den wie für Pestalozzi der blutige Terror kein taugliches Mittel für den Fortschritt der Menschheit war. Unter diesem Gesichtspunkt ist Hagenbachs Verzicht auf die «kühne Tat» und die Darstellung der

Feierlichkeiten in Solothurn

zu betrachten. Peter gerät mitten in den Festrummel hinein:

«Solothurn war in fast wilder Aufregung. Man hatte alle Hände voll zu tun, um die Eidgenossen würdig zu empfangen. Die Eidgenossen! Das Wort hatte einen ganz neuen Klang. Oder den alten, den man vergessen, schlimmer: geschändet hatte, ein Jahrhundert lang und mehr. Ein Toter war auferstanden: der alte Bund. Zum erstenmal wieder waren Katholiken und Protestanten einig. Die protestantischen Standesherren hatten sich bereit erklärt, der feierlichen Messe in der Ursuskirche nach der Unterzeichnung der Bündnisakte beizuwohnen.

Man bedenke! Welches Entgegenkommen! Welche Einsicht! Welche Toleranz! Die Tagsatzung war einig, ein Wunder war geschehen. In zwölfter Stunde.

Die Freude lag in der Luft, die über der alten Aarestadt hinwehte, klang aus den Hammerschlägen, mit denen Tannenreisig um Fenstergesimse, um Triumphbogenstangen, vor und hinter den Toren errichtet, geheftet wurden, flatterte immer bunter aus den von Stunde zu Stunde zahlreicher werdenden Fahnen und Flaggen vor den Dächern und Fenstern. Ebenso häufig, ja vielleicht noch häufiger als die Farben der dreizehn regierenden Stände und der zugewandten Orte waren die des Königs von Frankreich. Das hatte seinen guten Grund. Residierte doch Herr von Vergennes seit längerer Zeit in der Stadt, und ihm hatte man es zu verdanken, dass diese ewig denkwürdige Feier sich in ihren Mauern abspielte, hier die Wiedergeburt der alten Eidgenossenschaft allen so recht eindringlich ins Bewusstsein gebracht werden sollte. Gewiss, man konnte mancherlei Bedenken haben, aber wer wollte jetzt über kleinlichen Erwägungen das eine Grosse und doch wohl einzig Wichtige übersehen: Der alte Schweizerbund war wieder lebendig geworden, die folgenden Tage brachten das Versöhnungsfest der bisher so feindlichen Brüder. Waren sie sich aber erst einig, und zwar in einer Sache von letzter Wichtigkeit, von der die Sicherheit aller abhing, so war das Nötigste erreicht. Alles andere würde sich dann ungleich leichter lösen lassen, wenn nicht von selbst ergeben.

Das war die Stimmung, die jetzt über Solothurn lag und sich den von allen Seiten Herbeiströmenden, wie kritisch sie sich vielleicht auch auf die Reise begeben hatten, sehr rasch mitteilte und auch sie schnell zu Trägern und Mehrern dieser unter harten Schweizern ungewöhnlichen innern Wärme machten. Es war, als ob allen das Herz um einen Takt schneller schlüge und dass so diese gehobene, echte Feststimmung entstünde. Nicht nur höflich, auch herzhaft war der Umgangston von Mensch zu Mensch, wo immer man hinkam.»

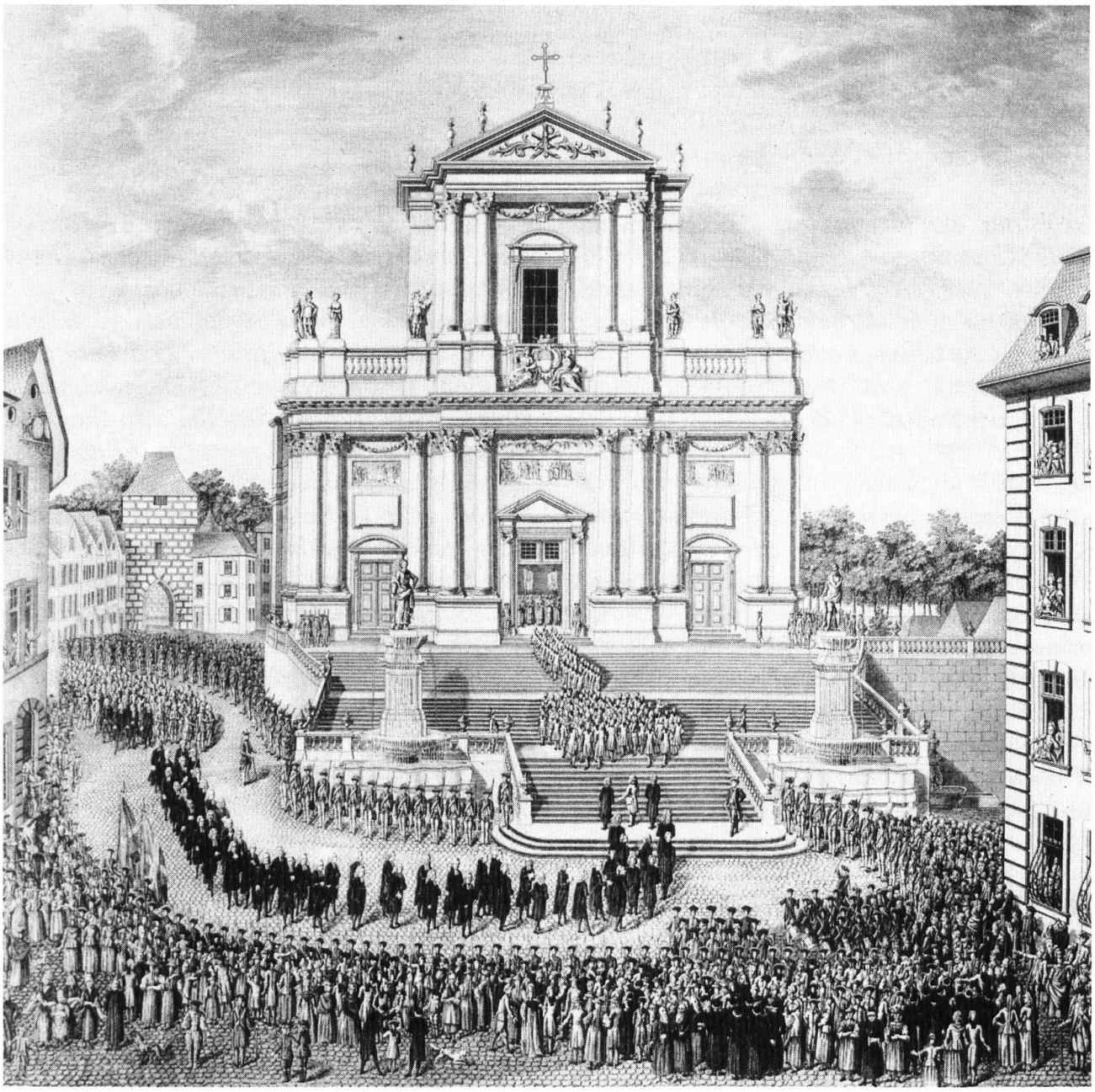
Gerade dieses überschwengliche, das ganze Volk durchströmende Gefühl der Zusammengehörigkeit, macht Peter nachdenklich: «War das, was er vorhatte, vernünftig, war es überhaupt ein Weg?» Auch Peters Begegnung mit Solothurn ist ohne die Erwähnung Rousseaus nicht denkbar. Er erinnert sich an jene furchtbare Stelle aus dem «Contrat social», die er nie ganz begriffen hatte: «Hehre, heilige Freiheit, wenn diese armen Leute dich erkennen könnten, um welchen Preis man dich erlangen, erhalten kann, sie würden dich hundertmal mehr als Sklaverei fürchten.»

Am darauffolgenden Morgen begegnet Peter am Aareufer der Zürcher Malerin Susanna Gossweiler. Auf ihrer Leinwand erkennt er die

Umrisse der St. Ursenkirche.

Das Gespräch, das sich daraus ergibt, führt den Revolutionär und die Künstlerin in den Bereich der geschichtlichen Utopie:

«Peter besieht das Bild und sagt: ‹Eine kuriose Kirche.›
‹Kurios? Schön ist die.›
‹Aber so anders als andere Kirchen.›
‹Müssen denn alle gleich sein?›
‹Bei der denkt man eher an einen Tempel.›
. . . sie wirft ihm einen prüfenden Blick zu.
‹Hat er (sich korrigierend), habt Ihr schon einen Tempel gesehen?›
‹Ja. In Griechenland. Aber es ist doch auch wieder kein Tempel. Eher Tempel und Kirche in einem›, sagt Peter, nun wirklich gefesselt von der kühnen Architektur der da oben, hoch über der breit ausladenden Freitreppe in klaren, wohlabgewogenen Flächen



Einzug des Ambassadors und der Deputierten in die St. Ursenkirche zur feierlichen Beschwörung der Allianz mit Frankreich, 25. August 1777. Kupferstich von Christian von Mechel nach Zeichnung des Augenzeugen L. Midart. (Foto Zentralbibliothek Solothurn)

sich hell und froh ins Licht stellenden Fassade.

‹Erst kürzlich gebaut, nicht wahr?› fragt er.

‹Vor zehn Jahren, von zwei Tessinern.›

‹Aha, Tessinern!›

‹Kirche und Tempel›, sagt die Malerin, die inzwischen Pinsel und Palette wieder aufnahm, eine Farbe aufsetzend, dann zurücktretend und das Auge verkneifend, ‹gar nicht so dumm. Vielleicht schwebte das den beiden Asconesern vor. Griechentum plus Christentum, Resultat: die Neuzeit.›

Peter blitzt ein Ausspruch seines ‹ewigen Studenten› durch den Kopf. Nach einiger Überlegung sagt er: ‹Das hiesse dann: Leben in Schönheit ohne Sklaverei.› »

Später nimmt Susanna Gossweiler Peters Ausspruch auf, indem sie ihn im Sinne Bührers aus dem Bereich des Nur-Ästhetischen wegrückt:

« Wisst ihr, dass Ihr da etwas Treffendes gesagt habt? Leben in Schönheit, Kultur ohne Sklaverei, ja, das müsste die Neuzeit sein. Und das spricht vielleicht aus dem Geist dieser Fassade. Hoffentlich ist es auch der

Geist des Bündnisses, das übermorgen dahinter beschworen wird.»

Die beiden steigen nun den Hang hinauf, um sich beim Baseltor unter die Menge zu mischen, die begeistert den

Einzug der Berner

bejubelt:

«Gleich hinter dem Trommler- und Pfeiferkorps, das in den schwarzen Pluderhosen der Burgunderkrieger einherzieht, den mannlichen, so selbstbewussten Bernermarsch spielend, reitet auf schäumendem, schweissschimmernden Rappen der Bannerherr, den aufsteigenden Bären in der kleinen Fahne, gleich über seinem edlen, feingeschnittenen Kopf, dem die weisse Zopfperücke wohl ansteht, den kleinen Hut in der Hand auf dem Sattelknopf.

Er war es, der die Begeisterung der Menge in Hurrarufe, in ‹es lebe Bern›, ‹hoch die Eidgenossenschaft›, auslöst . . .

Doch da kommt, von zwei Schimmeln getragen, die Sänfte des Herrn Deputierten von Wattenwyl, und hinter den Vorhängen sieht man seinen mächtigen Schädel von einer grossen Perücke umrahmt, deren Lokken noch auf der vorgeneigten Brust sich bauschen. Dann noch eine Sänfte. Dazwischen Herren zu Pferd und zum Schluss berittene Reisige mit den langen Speeren der vergangenen heldischen Zeit.

Die Malerin, die neben Peter auf einem Mäuerlein hinter der Menge steht, ist in hellem Entzücken über den farbigen Aufzug. ‹Komm, gehen wir mit!›

Peter läuft hinter ihr her und durch das Tor der dem Zug nachströmenden Menge folgend. Doch kaum in der Enge der Strassenzeile, aus der die Trommeln und Pfeifen, der jubelnde Lärm der Menge erbraust, geht es nicht weiter, staut sich der Strom. Gleich vernimmt man die Ursache: Die Gesandtschaft der Schwyzer, von dem Antrittsbesuch bei Herrn von Vergennes zurückkehrend, kommt die Strasse herab, kreuzt die Delegation von Bern. Und über die Köpfe hinweg sieht man das Banner von Bern und das Banner von Schwyz sich überschneiden, verneigen. Da fahren alle Hände hoch, Hüte fliegen durch die Luft, Hurra und Jubel und Jauchzer durchreissen die Luft. Einig die Brüder! Einig Katholik und Protestant! Einig das Land! Vielen entstürzen die Tränen. Sie umarmen den Nächsten, den Fremden. Jemand schüttelt Peters Hand. Ein zweiter, ein dritter. Er aber möchte schreien wie ein Tier; beisst die Zähne aufeinander und kann nicht hindern, dass ihm die Augen feucht werden. So sieht ihn die Malerin, selbst in Ekstase, spürt sie, wie erschüttert der Mann ist, und lehnt sich an seine Brust. Peter umschlingt sie.»

Der Vorgang ist von tiefer Symbolik. Berner und Schwyzer, Landorte und Stadtorte, Protestanten und Katholiken vereint in einer glücklichen Gemeinschaft. Religions- und Standesunterschiede sind aufgehoben: in ekstatischer Umarmung die Künstlerin aus dem Zürcher Patriziat und der neuerungssüchtige Arbeiter aus der St. Galler Textilmanufaktur. Das ist Jakob Bührers Vision einer klassenlosen Gesellschaft, die sich deutlich absetzt von der marxistischen Geschichtsdialektik, deren Idee des Klassenkampfes schliesslich einmündet in die Herrschaft des Proletariats.

Ganz im Gegensatz zu dieser überschäumenden Freude steht

Bührers Beurteilung des Bündnisses.

Sie ist sachlich, nüchtern, realistisch. Die «offizielle» Geschichtsschreibung nennt vor allem zwei Gründe für die Erneuerung der Allianz.[3] Das Söldnerwesen, besonders der

französische Kriegsdienst, brachte Geld ins Land, das nicht nur in die Staatskassen, sondern auch in die Taschen der herrschenden Aristokratie floss. Sie boten auch Gelegenheit, junge Leute, die in der im 18. Jahrhundert wirtschaftlich schwachen Schweiz kein Auskommen fanden, ins Ausland abzuschieben. Aber schon 1714 erklärte der englische Staatstheoretiker Abraham Stanyan, die Schweiz vermöge sich nicht selbst zu schützen, sondern verdanke ihre Ruhe dem Wohlwollen der Mächte. Praktisch stand sie im Schutze Frankreichs. Als der alte Bündnisvertrag 1723 erlosch, verhinderte der innere Zwist zwischen den reformierten und den katholischen Ständen, welche die Rückgabe der im Villmergerkrieg von 1712 verlorenen Gebiete und Hoheitsrechte verlangten, dessen Erneuerung. Erst die Teilung Polens (1772) und die Annexionsgelüste Österreichs, das seine Ansprüche auf den Thurgau geltend machte, schreckte die eidgenössischen Stände aus ihrer aussenpolitischen Selbstgenügsamkeit auf. 1744 — nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. — setzten die Verhandlungen über die Erneuerung des Vertragswerks wieder ein. Als 1777 Joseph II. als «Graf von Falkenstein» die Schweiz bereiste und eine auffällige Neugierde für militärische Einrichtungen zeigte, waren auch Zürich und Bern zur Ratifikation bereit. Damit war der Weg zur feierlichen Beschwörung in Solothurn frei. Der Vertrag bewirkte die Neubelebung des Pensionenwesens und stellte die Schweiz erneut unter französischen Schutz. Sogar ein General Zurlauben schrieb damals, es bestehe jetzt keinerlei Möglichkeit mehr, die Schweiz anzugreifen.

Diese Motive verschweigt Bührer keineswegs. Aber in seinem Roman setzt er die Akzente anders: Für ihn erfüllte der Vertrag vor allem die Aufgabe, die bestehenden innerschweizerischen Verhältnisse zu stabilisieren: Die Patrizier waren nach Solothurn gekommen, um «das Bündnis zur Erhaltung der Despotie zu besiegeln» — «einen Despoten an der Macht zu erhalten, den grossen Despoten in Frankreich und mit ihm alle kleinen in Helvetien». Die Untertanen hatten Untertanen zu bleiben. Nachdem man aussenpolitisch abgesichert war, konnte man jede freiheitliche Bewegung im Innern unterdrücken. Der Beibrief, der den Bernern die Herrschaft in der Waadt garantierte, die willkürliche Verurteilung und Hinrichtung des aufrührerischen Pfarrers Johann Heinrich Waser in Zürich (1780) und die brutale Niederwerfung des Chenaux-Aufstandes in Freiburg (1781) sind für Bührer Belege dafür. Jeremias Gotthelf weist schon 1837 im «Bauernspiegel» auf diese Konsequenzen der Soldverträge hin: «Aber das verdamme ich, dass das angewohnte Reislaufen . . . gedreht und förmlich organisiert wurde, bis es ward ein Brotkorb gewisser Familien, eine Pflanzschule von Herren und Knechten.» Und seinen Mias lässt er sagen: «Wir hatten beim Regiment nichts anderes als das Vorspiel des aristokratischen Lebens zu Hause . . .» Über die Folgen der harten Unterdrückungsmassnahmen machte sich kaum jemand Gedanken. Zwanzig Jahre nach der Erneuerung des Allianzvertrages wurde die Eidgenossenschaft eine leichte Beute jenes Landes, in dessen Schutz sie sich gestellt hatte. Die Untertanen hatten wenig Lust, sich für ein System einzusetzen, das sie über Jahrhunderte unterdrückt und erniedrigt hatte.

Gewalt ist Wahnsinn

Doch 1777, am Tag vor der Beschwörung des Allianzvertrags, feierte das Volk ahnungslos und fröhlich mit. Bührers in bunten Farben schimmernde Beschreibung des Volksfestes hebt in biblischem Tonfall an:

«Es begab sich, dass am selben Abend, wie an allen diesen eidgenössischen Tagen, das Volk auf der Bastei zusammenströmte, um sich auf seine Art zu freuen und zu feiern. An mehreren Plätzen wurde im Freien getanzt, an langen Tischen geschmaust und pokuliert. Fackeln, Ölfunseln übergossen mit ihrem unsteten Licht die in ihrem Sonntagsstaat dasitzenden, schwatzenden, schwitzenden, singenden, gröhlenden Menschen. Neben grell erleuchteten Budenfassaden drehten sich Karusselle, wogten die Schaukelschifflein, orgelten die Drehkasten, brüllten die Marktschreier, knallten die Hämmer auf die Starke-Mann-Maschinen, leuchtete aus dem bestirnten Nachthimmel das mit Silberflitter umhangene Gestänge einer Seiltänzertruppe. Auf der andern Seite der Tanz- und Trinkplätze standen Restaurantzelte, die bessere Speisen, feinere Weine und in Sonderzelten auch diskretere Freuden verhiessen.»

Gleich einem «führerlosen Kahn» treibt Peter durch das Gewoge. Noch immer treibt ihn der Gedanke herum, durch eine «kühne Tat» das Volk aufzurütteln und es auf die drohenden Gefahren aufmerksam zu machen. Das Verhängnis will es, dass er immer wieder dem Berner Venner von Steiger begegnet, der wie eine Leitfigur des Bösen durch das Festgewühl geistert. Er müsste das Opfer sein. Aber das Volk schlief, unfähig, «diese saudumme Besitzgier aus dem Herzen herauszuzerren», was die wichtigste Voraussetzung für den Idealstaat gewesen wäre, wie er ihm vorschwebte. So stülpt er sich die Narrenkappe über, um sich wie in seiner Jugend noch einmal als Jahrmarktsgaukler und Seiltänzer zu produzieren, als wollte er zeigen, dass man diese aus den Fugen geratene verrückte Welt nur noch als Narr bestehen könne. Erst beim Empfang im Garten des Ambassadorenhofes am 25. August 1777, der das Gegenstück zum Fest des Volkes bildet, erfährt er, «welche Bewandtnis es mit diesem von Steiger hatte, wie der über kurzem über das Schicksal des Landes zu entscheiden haben wird, ja, dass er schon entschieden hat. Zwischen was? Zwischen Söldnerwirtschaft oder Manufakturen. Zwischen Wohlstand des Volkes oder Reichtum der Aristokratie. Zwischen Despotismus oder Freiheit.»

In der Schilderung dieses Gartenempfanges lässt Bührer zum letzten Mal in diesen Solothurner Kapiteln seine grosse Kunst der Beschreibung kollektiver Vorgänge aufleuchten, die sich in ihrer Komik selbst ironisieren:

«Der Garten ist ein Park mit gewaltigen Bäumen, darunter grosse Rasenflächen mit Blumenbosquetten, haushohen, senkrecht geschnittenen Buchswänden, mitten ein grosses Wasserspiel, darin einen den Dreizack schwingenden Meergott, ringsum wasserspeiende Schwäne, Drachen, an denen nackte Kinderchen herumkrabbelten. Auch auf den lauschigen Wegen durch Gesträuch stehen Statuen neben Bänken und Ruheplätzen. Und nun, auf allen Wegen, dem Rasen, überall, zumal aber auf der grossen Hausterrasse und der Freitreppe, Menschen, Menschen! Fragt sich, ob man das Wort gebrauchen darf, ob es nicht despektierlich ist, sogar den zahllosen Dienern gegenüber, die man kaum von den Herrschaften unterscheiden kann. Gleich nach ihrer Ankunft hat sie einer an Uniformen — nur von Offizieren natürlich, hohen und höchsten —, Priestergewändern, Mönchskutten und Roben von Kirchenfürsten, an den würdevollsten Staatskleidern vorübergeführt und sie aus zehn Ellen Distanz dem silberglänzenden Kostüm seiner Exzellenz vorgestellt. In einer Sekunde war es vorüber, nämlich nachdem

man den Rücken aus der Waagrechten wieder in die Senkrechte verbracht hatte. Seither schwirrt die Luft von ehrwürdigen Anreden:
‹Hochwürdiger Herr Rat, Herr Generaloberst, Herr Junker, Allergnädigste, Exzellenz, Eminenz.›
Oh, nein, ‹Mensch› ging hier nicht — ein geradezu abscheuliches Wort.
Sieh, diese Damen, welch ein Aufwand an Seide, falschen Haaren, Puder, Pflästerchen, Gold, Edelsteinen! Die Trossknechte gestern abend in der Schenke waren Menschen. Aber das da? Oh, und wie sie sich benehmen, welche Elégance in jeder Bewegung, Vornehmheit, Feinheit. Wie die Matrone dort knixend einsinkt, die Riesenglokke ihres Kleides nach hinten zieht, flötet: ‹Herr von Reding . . › Ist der Alte vielleicht der Schwyzer Gewaltige, der damals die Bettlerjagd veranlasste, in die man hineingeriet?› »

Peter, diesmal im Dienerkostüm, irrt durch die erlauchte Gesellschaft, noch immer auf von Steigers Fährte. Da fällt ihm das Wort ein, das im Gespräch mit Susanna Gossweiler über die St. Ursenkirche gefallen war: «Kultur ohne Sklaverei?» «Gewiss», hatte später Mathilde, die Tochter seines alten Brotherrn Steinemann, hinzugefügt, «das ist wohl das Ziel. Das Ziel ist nur zu erreichen, wenn man jeder Gewalt entsagt. Gewalt ist Wahnsinn.» So hätten später auch Leo Tolstoj, Romain Rolland und Hermann Hesse gsprochen. Bührer mit seinem Ideal der Gewaltlosigkeit steht ihnen nicht fern. Peter resigniert. Zusammen mit Steinemann, der sich in Solothurn bei den Franzosen vergeblich für einen Handelsvertrag und Handelsprivilegien für die ostschweizerische Textilindustrie eingesetzt hatte, tritt er den Heimweg an.

«. . . sie fahren durch die dichte Mauer der festlich harrenden Menge unter Fahnen und Kränzen hinweg.

Als sie auf die Aarebrücke kommen, fangen die vierundzwanzig Kanonenschüsse zu donnern an, läuten alle Glocken zur Feier des eben besiegelten Bündnisses, zur Feier der wiedererstandenen Eidgenossenschaft (oder ist es ihr Grabgeläute?), zur Feier auch des Geburtstages des Königs von Frankreich.

Durch das Fenster erblickt Peter die Fassade der Ursuskirche.»

Anmerkungen:

[1] vgl. Fritz Grob, Schriftsteller sehen Solothurn, Sol. 1979.

[2] An Versuchen, sein Werk wieder ins Gespräch zu bringen, fehlt es indessen nicht. Ein kleiner Kreis um die Büchergilde Gutenberg, welche die Romantrilogie «Im roten Feld» herausgab (1938, 1944, 1951), hat die Erinnerung an ihn aufrechterhalten. Zu erwähnen ist ferner: Gottfried Wyss, «Weggefährten», ein Blick in die soziale Schweizer Dichtung unserer Tage, Olten 1958, und Dieter Fringeli, «Dichter im Abseits», Zürich 1974. Einen Überblick über sein Werk vermittelt das «Jakob Bührer Lesebuch», hrsg. von Rudolf Bussmann und Dieter Zeller, 2. Aufl., Basel 1980 (Lenos-Verlag).
Die Absicht, Bührers Werk an ein breiteres Publikum heranzutragen, verfolgte auch die am 8. November 1972 zu Bührers 90. Geburtstag im Basler Stadttheater veranstaltete Feier. Die Würdigungen von Max Frisch, W. M. Diggelmann, Adolf Muschg u. a. sind von Dieter Zeller unter dem Titel «Jakob Bührer zu Ehren» in Buchform veröffentlicht worden (Z-Verlag, Basel 1975).

[3] Dazu: Ernst Gagliardi, Geschichte der Schweiz, Bd. II, S. 936ff., Zürich 1934/37, und Edgar Bonjour, Geschichte der schweizerischen Neutralität, Basel 1946, S. 74ff.